Der Mut, langweilig zu sein

Nachts wirkt der Himmel über der Stadt unruhig. Er ist nicht dunkel im gewohnten Sinn. Er flackert. Punkte aus Licht tauchen auf, verschwinden, kehren an anderer Stelle zurück. Sie verharren nicht lange

genug, um Namen zu tragen. Sie blinken in einem Rhythmus, der beinahe absichtlich wirkt, als hätte der Himmel selbst einen Pulsschlag angenommen. Zunächst greift der Blick nach vertrauten Bildern. Sterne. Sternbilder. Vielleicht eine seltene Klarheit der Luft. Doch je

länger man hinsieht, desto weniger kosmisch erscheint das Schauspiel. Diese Lichter verhalten sich nicht wie ferne Sonnen. Sie bewegen sich. Sie folgen Bahnen. Sie gehorchen Regeln. Allmählich setzt die Erkenntnis ein: Das ist nicht der Himmel, wie er einmal war. Es ist der

Himmel, wie er geworden ist – durchzogen von Maschinen. Satelliten, die auf unsichtbaren Spuren gleiten. Flugzeuge, die Korridore markieren. Menschliche Systeme, präzise getaktet, zuverlässig, gleichgültig, im Sonnenlicht glänzend, lange nachdem der Boden unter ihnen

dunkel geworden ist.
Über der Stadt herrscht Ordnung. Unter ihr staut sich das Wasser.
Dieser Gegensatz ist kein Zufall. Er ist ein Symptom.
Wir leben in einer Zeit, die Verwandlung verehrt und Erhaltung verachtet. Disruption, Innovation, Neuerfindung gelten als

Tugenden. Der Moment des Durchbruchs wird gefeiert, das Danach möglichst übergangen. Wartung ist unsichtbar, repetitiv, unspektakulär. Sie erzeugt keine Schlagzeilen. Und doch überlebt ohne sie nichts. Zivilisationen brechen nicht zusammen, weil Menschen aufhören, an

Wunder zu glauben. Sie brechen zusammen, weil niemand mehr Abflüsse reinigt, Regeln durchsetzt, Hänge stabilisiert, Institutionen pflegt und Jahr für Jahr zu denselben unscheinbaren Aufgaben erscheint. Wasser zerstört Städte nicht, weil es aggressiv ist. Es

zerstört sie, weil niemand sich darum gekümmert hat, es zu lenken.
Die Moderne hat eine merkwürdige moralische Rangordnung hervorgebracht. Ganz oben stehen Kreativität, Originalität, Selbstausdruck. Weit darunter: Verwaltung,

Routine, Gehorsam, nüchterne Kompetenz. Der Individualismus der Nachkriegszeit – beschleunigt durch Spätkapitalismus und digitales Leben – hat uns gelehrt, uns selbst als Hauptfiguren einer persönlichen Erzählung zu begreifen. Jedes Leben eine Geschichte.

Jeder Beruf eine Berufung. Jede Handlung ein Ausdruck der eigenen Identität.
Dieses Weltbild ist berauschend. Und es ist unvereinbar mit Systemen, die funktionieren müssen – unabhängig von Stimmung, Sinngefühl oder Inspiration.

Infrastruktur interessiert sich nicht dafür, wer man ist.
Entwässerungssysteme reagieren nicht auf Authentizität.
Bürokratien laufen nicht auf Leidenschaft. Sie funktionieren durch Anwesenheit, Verfahren, Erinnerung und Korrektur. Sie brauchen

Menschen, die bereit sind, klein zu sein innerhalb eines größeren Gefüges, das eigene Ego der Funktion unterzuordnen und Handlungen zu wiederholen, die sich nicht mehr bedeutsam anfühlen, weil ihre Bedeutung längst in Kontinuität aufgegangen

ist.
Man denke an Kinshasa. Die Stadt wird nicht überschwemmt, weil es regnet, weil Flüsse anschwellen oder weil der Klimawandel angekommen ist. Das sind Bedingungen, keine Ursachen. Das eigentliche Problem ist, dass Wartung nie

Ansehen erlangt hat. Abflüsse verstopfen, weil niemand zuverlässig dafür bezahlt wird, sie freizuhalten. Hänge erodieren, weil Baugrenzen nicht durchgesetzt werden. Überschwemmungsfläche n werden bebaut, weil Regeln auf Papier existieren, aber nicht im

Alltag. Jede Regenzeit erinnert daran, dass Vernachlässigung sich schneller ansammelt als Wasser.

Bemerkenswert ist, dass diese Geschichte weder einzigartig noch unvermeidlich ist.

In Kampala etwa durchzieht ein langer Entwässerungskanal

dicht bewohnte Viertel. Er ist nicht schön. Er ist nicht revolutionär. Er verlangt ständige Entschlammung, Müllbeseitigung, Handarbeit. Wenn diese Arbeit geschieht – leise, regelmäßig, ohne Anerkennung – gehen die Überschwemmungen zurück. Wenn sie

ausbleibt, stehen die Straßen beinahe sofort unter Wasser. Nichts daran ist heroisch. Alles daran ist entscheidend. Andernorts zeigt sich dasselbe Prinzip in anderer Gestalt. In Bangkok entstand Hochwasserschutz nicht als monumentaler Bau, sondern als Umdenken

im Umgang mit Raum. Ein ehemaliges Industrieareal wurde zu einem Park, der Wasser aufnehmen kann. Die eigentliche Klugheit lag nicht im Entwurf allein, sondern in seiner Wartbarkeit. Pflanzen werden gepflegt. Wasser wird geleitet, nicht bekämpft. Der Park

funktioniert, weil er langweilig genug ist, um Haushaltszyklen und politische Wechsel zu überstehen.
Chinas sogenannte Schwammstädte treiben dieses Prinzip weiter. Statt großer Lösungen setzen sie auf viele kleine: durchlässige Beläge, Regengärten,

Feuchtflächen, Versickerungsbecken. Keines dieser Elemente ist für sich genommen beeindruckend. Ihre Wirkung entsteht durch Wiederholung und Pflege. Laub muss entfernt, Böden erneuert, Einläufe kontrolliert werden. Die Arbeit hört nie auf – und

genau deshalb funktioniert sie.
Auch nordamerikanische Städte erzählen diese Geschichte leise weiter. In einigen wurden Hintergassen umgebaut: Beton wich Vegetation und durchlässigen Flächen. Regenwasser fließt langsamer ab, Hitze wird gemildert. Der

Erfolg solcher Maßnahmen hängt nicht von Visionen ab, sondern von Absprachen. Wer schneidet zurück. Wer räumt auf. Wer repariert Schäden. Das System lebt oder stirbt daran, ob jemand da ist, wenn der Reiz des Neuen verflogen ist.

Selbst kleine Orte folgen

diesem Muster. Nach verheerenden Überschwemmungen entschieden sich manche nicht für größere Schutzbauten, sondern für Überlaufkanäle, die nur in Extremsituationen greifen. Wasser wird umgeleitet, nicht heroisch aufgehalten. Diese Lösungen sind

bescheiden. Ihre Wirksamkeit hängt vollständig davon ab, dass Straßen freigehalten, Schilder gewartet und Kontrollen regelmäßig durchgeführt werden. Einmal vergessen – und das Wasser kehrt zurück. Japan bietet vielleicht das klarste Beispiel für

eine Kultur der Wartung, wenn sie zur Normalität geworden ist. Hochwasserschutz entsteht dort nicht durch Spektakel, sondern durch Schichtung: Bauvorschriften, Uferpflege, kleine Rückhaltebecken, routinemäßige Inspektionen, stetige

Anpassung. Keine Maßnahme reicht für sich allein. Zusammen, über Jahrzehnte gepflegt, machen sie Katastrophen seltener und weniger zerstörerisch. Das System beruht nicht auf außergewöhnlichen Menschen, sondern auf gewöhnlichen, die bleiben.

Überall zeigt sich dasselbe Muster. Der Unterschied zwischen Widerstandsfähigkeit und Zusammenbruch liegt nicht in Intelligenz oder Technik. Er liegt im gesellschaftlichen Status der langweiligen Arbeit. Das eigentliche Problem ist daher nicht Infrastruktur, sondern

Kultur.
Wir haben gelernt, Wiederholung mit Stillstand zu verwechseln und Disziplin mit Unterwerfung. Wir belohnen Neuheit und bestrafen Verlässlichkeit. Verwaltung wird verspottet, Wartung abgewertet, Zuständigkeit als

kleinlich empfunden. Wir wollen Wandel ohne Fürsorge, Veränderung ohne Verantwortung, Sinn ohne Verpflichtung. Das Ergebnis ist eine Welt voller brillanter Ideen und versagender Systeme.
Überschwemmungen, Stromausfälle, institutionelle

Zusammenbrüche sind keine Schocks. Sie sind Rechnungen. Sie treffen ein nach Jahren aufgeschobener Verantwortung, ignorierter Warnungen und unterfinanzierter Routinen.
Um diesem Kreislauf zu entkommen, braucht es weniger neue Technik als

eine psychologische Verschiebung. Es verlangt, die Fantasie ständiger Selbstverwirklichung loszulassen und eine ruhigere Rolle anzunehmen: Teil von etwas zu sein, das länger besteht als man selbst. Das bedeutet nicht, Kreativität oder

Individualität abzuschaffen. Es bedeutet, sie einzuordnen. Kunst darf wild sein. Denken darf radikal sein. Das private Leben darf experimentell bleiben. Aber die Systeme, die Körper am Leben halten – Wasser, Verkehr, Gesundheit, Verwaltung – müssen

nüchtern sein. Sie brauchen Menschen, die keinen Applaus erwarten und Würde in Kontinuität finden.
Sich für Wartung zu entscheiden heißt, die Heldenerzählung zurückzuweisen. Es heißt zu begreifen, dass Erscheinen manchmal die höchste Form von

Verantwortung ist. Dass Ersetzbarkeit kein Makel, sondern eine Eigenschaft ist. Dass Gesellschaften, die nur das Außergewöhnliche feiern, irgendwann die alltäglichen Handlungen verlieren, die Überleben überhaupt ermöglichen. Die Lichter über der Stadt werden weiter ihre

Bahnen ziehen. Sie blinken mit maschineller Präzision, gleichgültig gegenüber dem, was darunter geschieht.
Diese Arbeit ist längst automatisiert.
Die Arbeit am Boden ist es nicht.
In Zeiten des Umbruchs ist die Versuchung groß, auf Wunder zu warten.

Doch Wunder sind
selten, unberechenbar
und nicht steuerbar.
Wartung ist das
Gegenteil. Sie ist
störrisch, repetitiv und
menschlich.
Sie verspricht keine
Erlösung.
Sie verspricht, dass
morgen noch etwas
funktioniert.